

Zeitschrift:	Kunst+Architektur in der Schweiz = Art+Architecture en Suisse = Arte+Architettura in Svizzera
Herausgeber:	Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte
Band:	58 (2007)
Heft:	1: Im Büro = Au bureau = In ufficio
Artikel:	Zwischen Freiheit und Zwang : Untersuchungen zu typologischen und repräsentativen Aspekten des deutschschweizerischen Bürobaus
Autor:	Wieser, Christoph
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-394355

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Christoph Wieser

Zwischen Freiheit und Zwang

Untersuchungen zu typologischen und repräsentativen Aspekten des deutschschweizerischen Bürobaus

Bürogebäude müssen Ansprüchen genügen, die oft genug widersprüchlich erscheinen. Entsprechend oszillieren Büros – gestern wie heute – zwischen der Suche nach möglichst rationellen Lösungen vor dem Hintergrund ökonomischer Realitäten und dem Wunsch nach repräsentativer Wirkung. Im Folgenden werden einige Aspekte dieser nicht immer konfliktfreien Konstellation anhand von Beispielen aus der Deutschschweiz beleuchtet.

Der Schreibtisch ist das Grundelement des Bürobau. Er misst zirka 160 cm in der Länge, 80 cm in der Tiefe und gut 70 cm in der Höhe. Daran hat sich auch im Zeitalter des Computers nichts geändert, denn diese Masse sind vom menschlichen Körper abgeleitet: Sie entsprechen ziemlich genau dem Aktionsradius, den eine erwachsene Person im Sitzen bespielen kann, ohne sich von der Stelle zu rühren. Da der Schreibtisch aber nicht zur Architektur gehört, sondern als Mobiliar aufgestellt wird, lässt sich von ihm kein Bürogrundriss ableiten. Vielmehr prägt der Schreibtisch über seine Abmessungen die Architektur auf indirekte Weise. Er legt gewisse räumliche Lösungen nahe und dient als Kontrollmittel zur Überprüfung der Ökonomie eines Entwurfs.

Die Mass-Stabilität des Schreibtisches ist die einzige Konstante im Bürobau. Jedoch verfügen längst nicht mehr alle Angestellten über einen eigenen Arbeitsplatz mit immergrüner Pflanze und Familienfoto. Clevere Manager haben zur Minimierung der benötigten Flächen das Prinzip des Desk-Sharing eingeführt, und in gewissen Büros gibt es gar nur noch Korpusse auf Rollen, die, zentral «parkiert», jedem Mitarbeiter und jeder Mitarbeiterin zugeordnet sind und je nach anstehender Arbeit an einen anderen Ort gerollt werden können.

Tatsächlich gibt es fast so viele unterschiedliche Bürotypologien wie Bürogebäude, denn im Prinzip kann jedes Gebäude als Büro eingerichtet werden: Einfamilienhäuser, Industriebauten, Kirchen, Schulhäuser – sie alle stellen mögliche Heimstätten für Schreibtische und ihre Benutzer dar. Und, was diese Aufzählung

ebenfalls deutlich macht, Bürogebäude lassen sich nicht auf die Anzahl der Bürotische reduzieren; mit der Wahl des Firmensitzes, seiner Adresse, seiner Architektur, kommuniziert ein Unternehmen auch nach aussen, wie es von der Öffentlichkeit wahrgenommen werden möchte. Es scheint, als fordere die Unspezifität der Bauaufgabe gerade dazu heraus, über das reine «Abfüllen» von Arbeitsplätzen hinauszugehen und dem Gebäude über sekundäre Mittel etwas Spezifisches und damit Einmaliges zu verleihen.

Arbeitsplatz

Ausgehend vom Tisch, vom Stuhl und in der Regel von Ablageflächen wie Schränke, Sideboards und dergleichen kann der Flächenbedarf eines Arbeitsplatzes ermittelt werden. Allerdings lassen sich nur Größenordnungen ableiten, handelt es sich doch um «weiche» Elemente, die flexibel angeordnet werden können und entsprechend einmal weniger, einmal mehr Platz in Anspruch nehmen. In der Praxis ist der Flächenbedarf nur eine Richtgröße. Relevant ist vielmehr, wie viele Quadratmeter den einzelnen Mitarbeitenden zugestanden werden sollen oder können. In der Schweiz sind das im Durchschnitt 20 m^2 , wie eine Studie von Cushman & Wakefield für das Jahr 2006 zeigt. Damit liegt die Schweiz im europäischen Durchschnitt; Spitzenreiter ist Deutschland mit 30 m^2 , am wenigsten Platz steht den bulgarischen, estnischen und schottischen Angestellten zur Verfügung, nämlich gerade mal 10 m^2 .¹

Die 20 m^2 entsprechen auch dem Richtwert, der für Verwaltungsbauten des Bundes eingehalten werden muss. Allerdings sind die Abstufungen je nach Beschäftigungsgrad und vor allem je nach Funktion beträchtlich: Während Direktoren Anspruch auf ein Einzelbüro mit 24 m^2 haben, müssen sich Auszubildende und Angestellte, die weniger als 50% arbeiten, mit 6 m^2 begnügen.² Diese Zahlen wirken sich direkt auf den Flächenbedarf aus – und beeinflussen damit zu einem hohen Grad die Erstellungskosten eines Bürogebäudes. Aus diesem Grund gilt der Suche nach einer möglichst effizienten und räumlich dennoch ansprechenden Grundrisslösung das Hauptaugenmerk eines Entwurfs.

Raster und Typ

Die Basis für eine vernünftige Raumeinteilung ist das Raster. Gemäss Ernst Neuferts «Bauentwurfslehre» – dem 1936 erstmals publizierten Standardwerk für derartige Angaben – beträgt das minimale Achsmass 1,25 m und die luxuriösere Variante 1,875 m.³ Diese Masse beziehen sich auf die Tischtiefe, die Durchgangsbreiten und eventuell benötigte Abstellflächen. Seit 1936 hat sich an der Tauglichkeit dieser Masse nichts geändert, zumal für Verwaltungsbauten der schweizerischen Eidgenossenschaft: Das Bundesamt für Bauten und Logistik gibt ein Achsmass von 1,25 m und eine Raumtiefe von 5 m vor. Darauf aufbauend lassen sich beispielsweise Einzelbüros (zwei Achsen), Doppelbüros (drei Ach-

sen), aber auch Grossraumbüros entwerfen. Zweibündige Anordnungen mit Mittelkorridor erweisen sich am rationellsten, was für Bürohäuser zu einer Standardtiefe von 12 bis 14 m führt. Tiefere Grundrisse sind nur sinnvoll, wenn Lichthöfe eingeführt oder die Fassadenabwicklung durch Rücksprünge und dergleichen vergrössert wird, damit genügend Tageslicht in die Tiefe des Gebäudes gelangt.

Ein imposantes Beispiel dieser Art, das letztes Jahr bezogen wurde, ist das Verwaltungszentrum Mühlstrasse in Ittigen von GWJ Architekten aus Bern (Abb. 1). Es beherbergt über 1000 Arbeitsplätze des UVEK (Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation), verteilt auf drei verschiedene Bauten. Der



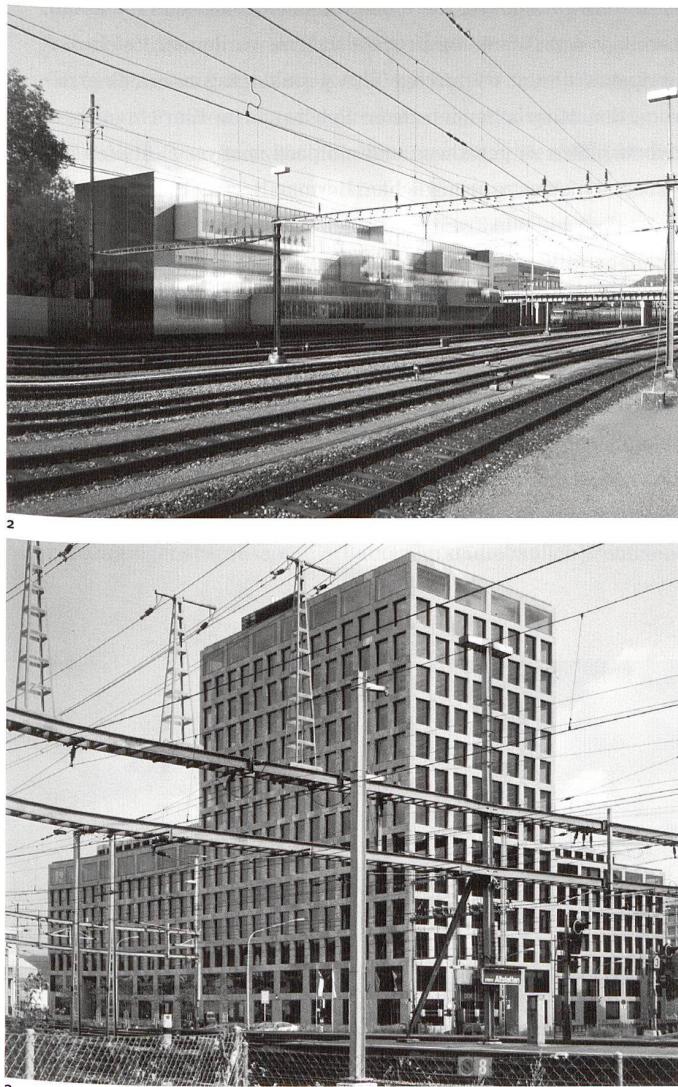
1

1 Ittigen, Verwaltungszentrum, GWJ Architekten, 2006.

2 Bern, Hauptsitz Losinger, :mlzd Architekten, Wettbewerbsprojekt 2006.

3 Zürich-Altstetten, IBM Hauptsitz Schweiz, Architekt Max Dudler, 2005.

grösste davon verfügt über einen Hof, der über die ganze Gebäudelänge führt. Somit handelt es sich eigentlich um zwei längsrechteckige, zweibündige Bürogebäute, die über «Brücken» miteinander verbunden sind. Das Interesse des Bauherrn am Thema der Nachhaltigkeit führte zur Ausführung in Holzbauweise und der Entwicklung eines geschossshohen Fassadenmoduls. Dieses wird von vier Teilen zu je 62,5 cm Achsmass gebildet, bestehend aus einem Element mit Fensterflügel, zwei festverglasten und einem kastenartig geschlossenen Element. Durch die räumliche Tiefe der Module und den geschossweisen Versatz entsteht ein lebhafter Ausdruck, der den repetitiven Charakter der Fassaden etwas auflockert.⁴



Curtain wall

Die Verwendung eines standardisierten Fassadenmoduls ist für grössere Bürogebäute rationell. Grundsätzlich lassen sich zwei Fassadentypen unterscheiden, die den Bürobau seit Jahrzehnten prägen: Glasfassaden in Form von sogenannten *curtain walls* einerseits und Lochfassaden andererseits, die oft bis auf schlanke Pfeiler und Brüstungselemente ausgedünnt sind. Beide Systeme haben ihre gestalterischen wie konstruktiven Tücken und beide werden, insbesondere bei grossen Bauten, vielfach als monoton empfunden – Stichwort «Rasterfassaden».

Um dieses Problem zu entschärfen, schlagen beispielsweise :mlzd Architekten aus Biel in ihrem siegreichen Wettbewerbsprojekt für den neuen Hauptsitz der Bauunternehmung Losinger in Bern (2006) einen vollständig verglasten Baukörper vor; zur visuellen wie räumlichen Belebung sind auf der Eingangsseite aber gewisse Bereiche loggiaartig eingezogen, auf der Bahnseite dagegen ausgestülpt (Abb. 2). Die grösste Schwierigkeit bei einem komplett verglasten Bürogebäude bieten die Anschlüsse der Trennwände in der Fassadenebene. Damit die Flexibilität des Grundrisses nicht eingeschränkt wird – die Raumeinteilung eines Bürobaus muss jederzeit geändert werden können –, braucht es breite Rahmenprofile, was unschön ist, oder aber die Anschlussstellen werden kaschiert. Diese «Verschleierungstaktik» wählen :mlzd, indem sie ihre Glasfassade zweischichtig ausbilden. Die äussere Haut setzt sich aus rahmenlos erscheinenden Gläsern zusammen, die mit schmalen vertikalen Streifen bedruckt sind. Die innere Schicht besteht aus konventionellen Fensterrahmen mit Lüftungsflügeln, und dort, wo Zwischenwände anschliessen, werden die Rahmen einfach entsprechend verbreitert. Auf diese Weise entsteht ein Camouflageeffekt in der Art, wie ihn Herzog & de Meuron wohl als erste beim SUVA-Haus in Basel (1993) eingesetzt haben. Dort dient die äussere Schicht, die ebenfalls teilweise mit feinen horizontalen Streifen bedruckt ist, allerdings dazu, den Altbau von 1950 mit dem Neubau zu verbinden und damit die Strassenansicht zu homogenisieren.

Lochfassade

Die Wandanschlüsse lassen sich mit einer Lochfassade elegant und einfach lösen, indem die Fenstergrössen den Achsmassen angepasst werden und die Pfeiler zwischen den Öffnungen mindestens 10 cm breit sind. Dieses Mass entspricht der Stärke einer heutigen Trennwand, was eine beliebige Grundrisseinteilung ermöglicht. Das Prinzip findet in der Deutschschweiz nach dem Zweiten Weltkrieg eine grosse Verbreitung; Vorbild ist das Büro- und Geschäftshaus Bleicherhof von Otto Rudolf Salvisberg in Zürich (1940). Einige von Roland Rohns Bürogebäute der 1950er-Jahre – etwa das Geschäftshaus Talgarten (1952) und der Hauptsitz des Bankvereins am Paradeplatz (heute UBS; Ausführung ab 1951), beide in Zürich – orientieren sich deutlich an Salvisbergs Bau.⁵

Jüngstes Beispiel eines Bürogebäudes aus Stein ist der neue Hauptsitz für IBM Schweiz in Zürich-Altstetten von Max Dudler (2005; Abb. 3). Natürlich ahnt man, dass diese steinerne Massivität nur eine scheinbare sein kann. Ökonomische Gründe und die hohen Anforderungen an die Wärmedämmung verhindern heute in den meisten Fällen ein massives Bauen im ursprünglichen Sinn. Heutige Fassaden aus Naturstein sind deshalb in der Regel Verkleidungen ohne tragende Funktion. So ist auch beim IBM-Gebäude das Betonskelett und nicht die Granitplatten tragend – das ist bereits bei Rohrs Bauten nicht anders. Die Wirkung jedoch, und das ist für die Wahrnehmung des Bauwerks entscheidend, ist die eines massiven Steingebäudes in Anlehnung an die klassische Tradition. Der modulare Fassadenaufbau verleiht dem Gebäude eine elementare Kraft, die eine überzeugende Antwort auf die Rauheit des benachbarten Gleisfeldes sowie die grossmassstäblichen Büro- und Gewerbegebäuden der näheren Umgebung findet. Typologisch gesehen handelt es sich um eine Mischform zwischen Hochhaus und S-förmiger, zweibündiger Anlage mit Innenhof.⁶

Bürowelten

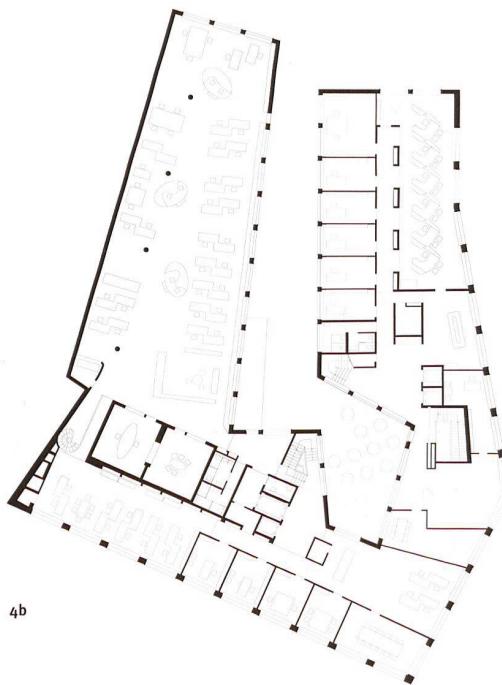
Mit seinem 14-geschossigen Turm und 1200 Arbeitsplätzen ist das IBM-Gebäude beinahe eine Stadt in der Stadt und verweist damit auch auf einen typologischen Aspekt von grossen Bürogebäuden: Abgesehen von den Büros, dem flächenmäßig grössten Anteil, kommen eine ganze Reihe von weiteren Räumen wie Besprechungszimmer, Vortragssäle, Aufenthaltszonen, eine Eingangshalle, eine Kantine, oft auch ein Fitnessstudio hinzu. Damit sich die Mitarbeitenden wohl fühlen und das Arbeitsklima stimmt, bedarf es neben genügend grossen Arbeitsplätzen auch Zonen, die in den Pausen und über Mittag allen offen stehen. Nicht von ungefähr wird die

zentrale Halle im IBM-Gebäude als Markthalle bezeichnet. Und wie in einer Stadt braucht es öffentliche, halböffentliche und private Zonen. Orte für private Telefonate, informelle Gespräche oder ein kurzes Nickerchen werden immer wichtiger, seitdem in vielen Unternehmen das selbstbestimmte Arbeiten die fixen Präsenzzeiten abgelöst hat.

Mehr und mehr sind abwechslungsreiche «Bürowelten» gefragt, die sture Aufreihung von Schreibtischen ist längst passé. So hat Sevil Peach, eine der führenden Innenarchitektinnen für Büroausstattungen,⁷ beispielsweise für Novartis in Basel vor drei Jahren die Büros der Finanzabteilung neu eingerichtet. Abschlossene Sitzungszimmer sind grösstenteils offenen Besprechungszonen in der Gebäudemitte gewichen, und eine Sofaecke gegenüber dem Lift verweist gleich auf die angestrebte entspannte Arbeitsatmosphäre. Die Ideen von Sevil Peach sind nicht neu, bereits in den 1960er- und 1970er-Jahren wurden zahlreiche Experimente dieser Art durchgeführt. Damals ging es vor allem darum, den Mitarbeitenden einen Spielraum im Einrichten ihrer Arbeitsplätze zu gewähren und ein partizipatives Gestalten des Arbeitsumfeldes zu ermöglichen. Herman Hertzberger hat diesen Wünschen wie kein Zweiter in seiner Architektur Raum gegeben.⁸ Das labyrinthartige Gebäude für die Versicherung Centraal Beheer in Apeldoorn (1972) fasziniert in dieser Hinsicht bis heute (s. S. 37, Abb. 9a, b). Ausgehend von einer quadratischen Einheit, die jeweils vier Arbeitsplätze von je 24 m² umfasst, hat er eine kleinteilige, räumlich vernetzte und durchlässige Struktur geschaffen, die genügend Platz für informellen Gedankenaustausch und kollegiales Beisammensein bietet.



4a



4b

Zweiteiliger Gebäudequerschnitt

Die Ausbildung eines grossen Bürogebäudes als kleine Stadt hat zur Folge, dass es sich typologisch gesehen einem Hotel annähert: Dieses besteht ebenfalls aus einer beliebigen Anzahl Regelgeschosse und etlichen Spezialräumen, die sinnvollerweise, wie beim IBM-Gebäude auch, grösstenteils im Sockel untergebracht werden. Folglich sind grosse Bürogebäute in der Vertikalen zu meist zweigeteilt, wodurch sich klare Hierarchien ergeben: Über einem repräsentativen Sockelbereich, der teilweise auch für die Öffentlichkeit zugänglich ist, stapeln sich die Büroetagen, die sozusagen den privaten, für Aussenstehende verschlossenen Bereich bilden.

Ein interessantes Beispiel für diese zweiteilige Gliederung ist das Stadt- und Medienhaus am Untertor in Chur von Staufer & Hasler Architekten (2006; Abb. 4a, b). Auf drei mächtigen Pfeilern balanciert über dem mehrheitlich verglasten Erdgeschoss ein fünfgeschossiger, mehrfach geknickter Körper. Seine massive und kompakte Erscheinung wird durch die einheitliche Dimensionierung der übergrossen Lochfenster unterstützt. Der Klarheit des äusseren Aufbaus steht eine komplexe Innenwelt gegenüber. Tatsächlich besteht das Gebäude aus unterschiedlichen Teilen, die über die tief ins Gebäudeinnere eingezogene Halle erschlossen werden: Neben Teilen der Stadtverwaltung befindet sich die Radio e Televisiun Rumantscha (RTR) im gleichen Bauwerk. Bemerkenswerterweise nimmt nicht die Stadtverwaltung die Öffentlichkeit des Erdgeschosses in Anspruch, sondern hier befinden sich die Radiostudios.

Diese Aufteilung sagt einiges über den veränderten Stellenwert der städtischen Verwaltung aus: Wurden früher für die Stadtverwaltung eigens repräsentative Bauten an städtebaulich prominenten

ter Lage errichtet, mietet sie sich heute in vielen Fällen nur noch ein. In Winterthur beispielsweise musste bei der Testplanung für einen Teil des Sulzerareals nachgewiesen werden, dass die geplanten Bauten für die Stadtverwaltung und die Fachhochschule geeignet wären. Ob die Stadt deneinst dort einzehen wird, ist noch völlig offen, alternativ musste nämlich auch die Nutzungskombination Wohnen-Dienstleistungen angeboten werden. In der Privatwirtschaft sind die Verhältnisse nicht anders. Auch IBM ist in Zürich-Altstetten nur Mieter und nicht Bauherr. Die Ungewissheit, wer letztlich ein Bürogebäude benutzen wird und für wie lange, führt dazu, dass anstelle von massgeschneiderten Lösungen grösstmögliche Flexibilität angestrebt wird. Anonyme Fassaden im wörtlichen Sinn sind die Folge dieser Entwicklung. Auf den jeweiligen Nutzer ist nur noch der Innenausbau zugeschnitten, umso wichtiger ist dessen Funktion als Vermittler des Firmenimages.

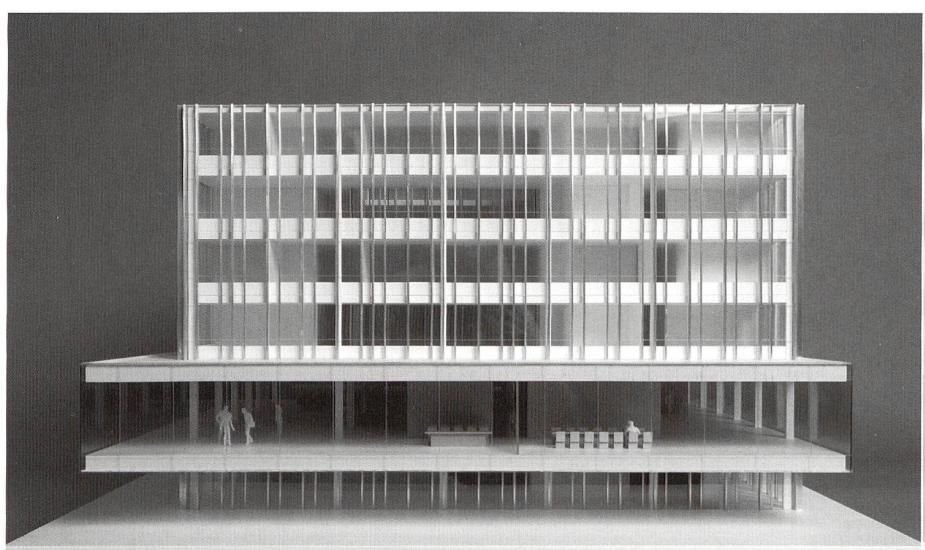
Fokussierte Repräsentation

Für eine Zweiteilung im Schnitt sprechen viele Gründe, nicht zuletzt finanzielle, die im hart umkämpften Büromarkt eine entscheidende Rolle spielen. In der Mehrzahl werden Renditeobjekte und keine Prestigebauten errichtet, auch bei Letzteren muss aber genau überlegt werden, wo wieviel Geld eingesetzt werden soll: in die Repräsentation des Unternehmens gegen aussen oder in die Arbeitsplätze der Mitarbeitenden? Die beiden Aspekte brauchen sich nicht zu widersprechen, Tatsache ist aber, dass in den meisten Fällen Prioritäten gesetzt werden müssen.

Ein radikales Beispiel dafür ist der im Entstehen begriffene Neubau des Hauptsitzes der Heinrich-Böll-Stiftung in Berlin von e2a, Eckert Eckert Architekten aus Zürich (Abb. 5). Während die

4a, b Chur, Medienhaus, Architekten Staufer & Hasler, 2006; b: 1. Obergeschoss: Büros.

5 Berlin, Heinrich Böll-Stiftung, e2a Eckert Eckert Architekten, geplante Fertigstellung 2007.



Bürogeschosse äusserst effizient organisiert und weitgehend im Rohbau belassen werden, sind die grosszügigen, frei unterteilbaren Konferenzräume in einem Geschoss als repräsentative Beläufe zusammengefasst. Auf diese Weise wird die ökonomisch bedingte Polarisierung – das Budget ist äusserst knapp – geschickt zu einem architektonischen Thema erhoben. Sie offenbart sich nicht nur in der aufeinander abgestimmten, aber deutlich unterschiedlichen Materialisierung der Bürogeschosse respektive des Konferenzgeschosses, sondern bestimmt auch den Ausdruck des Gebäudes. Die vollständig verglaste Beletage kragt auf drei Seiten aus, erstreckt sich in den Park und verdeutlicht so ihre Funktion als repräsentative Mitte des Gebäudes. Es wirkt so, als sei der unscheinbare Bürokuß oberhalb des Erdgeschosses entzwei geschnitten und ihm eine elegante eingeschossige Villa implantiert worden – eine Kombination, die das Gebäude partiell veredelt und als Ganzes, dem Leitbild der Stiftung entsprechend, doch zurückhaltend erscheinen lässt.

Zeichenhafte und materielle Repräsentation

Repräsentation im Bürobau hat viele Gesichter, wie die bisherigen Beispiele angedeutet haben. Die Palette reicht von zeichenhaften Bauten im Sinne von Robert Venturis «Ente»⁹, die den Geist eines Unternehmens bildhaft zu fassen versuchen und über die Ausbildung des Gebäudes nach aussen tragen, bis hin zur dezenten oder auftrumpfenden Verwendung edler Materialien, innen wie aussen. Zu den zeichenhaften Bauten gehören schon ihrer Höhe und der damit verbundenen Silhouettenwirkung wegen die Hochhäuser, die aktuell einen bis vor wenigen Jahren undenkbaren Aufschwung erleben. Sei es das Messehochhaus in Basel der Architektengemeinschaft Morger & Degelo und Daniele Marques (2003)

oder das Swisscom Hochhaus in Winterthur von Burkard Meyer (1999; Abb. 7), sie alle verweisen schon im Namen auf ihre Eigentümer, die aber – wie in Winterthur – oft schneller wechseln als vorgesehen.

Bürogebäude weisen keine Merkmale auf, die so zeichenhaft wirken wie etwa Kirchtürme. Wenn Eigenständigkeit signalisiert werden soll, geschieht dies meistens über eine extravagante Form. Die «Gurke» für Swiss Re von Lord Norman Foster in London (2004) ist ein solches Beispiel, bei dem das Gebäude zum Branding wird. Ansonsten bedarf es sekundärer Elemente wie beispielsweise grosser Leuchtschriften mit dem Firmenlogo oder – wie beim Swisscom Hochhaus – einer stattlichen Antenne, die auf den Nutzer hinweist. Bekanntlich bekrönte Venturi das Guild House, ein Wohnhaus für alte Menschen in Philadelphia (1963), mit einer vergoldeten, vom Büro sorgfältig detaillierten Antenne. Diese kann, gemäss Venturi, zweifach interpretiert werden: «abstrakt, als eine Plastik in der Manier von Lippold, und symbolisch, als Gleichnis für das Tun der alten Menschen, die soviel Zeit vor dem Fernseh-Gerät verbringen.»¹⁰ Eine weitere Möglichkeit zur Individualisierung eines Bürogebäudes ist Kunst am Bau – ein Konzept, das sowohl Diener & Diener als auch Peter Märkli bei ihren Neubauten auf dem Novartis-Campus in Basel aufgreifen. Ist es bei Diener & Dieners Verwaltungsgebäude Forum 3 (2005) eine mehrschichtige, vielfarbige Glasfassade, die sie in Zusammenarbeit mit Gerold Wiederin und Helmut Federle entwickelt haben (s. Omlin, S. 57–58), so weist Märklis Bürogebäude und Besucherzentrum (2006) einen geschoss hohen, in einzelne Stäbe aufgelösten LCD-Screen mit Lauftexten von Jenny Holzer auf (Abb. 6).

Die Neubauten, die derzeit auf dem Novartis-Campus in Basel entstehen, sind auch für die Strategie, mittels edler Materialien



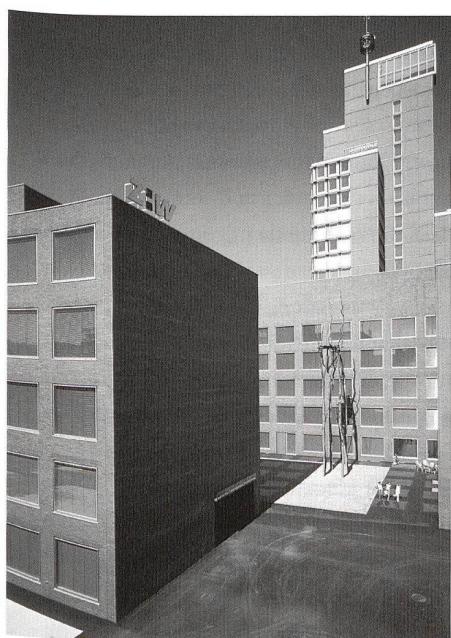
6

6 Basel, Novartis-Campus, WSJ-157, Architekt Peter Märkli, 2006. – LCD-Screen mit Lauftexten von Jenny Holzer.

7 Winterthur, Swisscom Hochhaus, Burkard, Meyer Architekten, 1999.

und räumlicher Grosszügigkeit die Potenz eines Unternehmens sichtbar zu machen, beispielhaft. Hier wird effektiv eine Stadt in der Stadt gebaut, bestehend aus Büro- und Laborbauten, die von international bekannten Architekten errichtet werden. Das Verwaltungsgebäude von Diener & Diener hat den Takt vorgegeben. Die Bauten von Peter Märkli und SANAA/Sejima & Nishizawa (beide 2006) stehen dem nicht nach. So verwendet Märkli für das WSJ-157 bezeichnete Gebäude – eine Mischnutzung aus Ausstellungsflächen für Novartis-interne Ausstellungen, einem Auditorium im Soussol und vier Büroetagen – auch in einem Fluchttreppenhaus den gleichen hellen Marmorböden sowie Olivenholz für den Handlauf wie im repräsentativen Eingangsgeschoss.¹¹

Diese Demonstration von Luxus im Bürobau ist gegenwärtig in der Deutschschweiz einmalig. Doch wie exklusiv auch immer die Materialien sind und wie aufwendig deren Verarbeitung – die Grundrisstypologien sind nicht völlig anders. Die Organisation erfolgt vielmehr nach den gleichen Regeln, bestimmt insbesondere durch die Arbeitsplatzgrößen, die Lichtverhältnisse und die maximal erlaubten Fluchtwegdistanzen. Der Unterschied zwischen einem Prestigebau und einem Renditeobjekt liegt somit hauptsächlich darin, wie grosszügig oder knapp die Flächen bemessen sind. Luxus im Bürobau bedeutet, etwas überspitzt formuliert, nicht nur edle Materialien, sondern auch Grundrisse, die nicht bis aufs Letzte ausgereizt sind. Das heisst, dass neben den zum Arbeiten notwendigen Plätzen auch «unproduktive» Flächen eingeplant werden, die vor allem repräsentativen Zwecken dienen.



7

Résumé

L'élément fondamental d'un immeuble administratif est le meuble de bureau, unité de base à l'origine de tout plan d'étage. Il existe des typologies standard, basées sur un aménagement des surfaces le plus rationnel et le plus économique possible. Le modèle prédominant est celui de la répartition autour d'un couloir central; des bâtiments plus profonds nécessitent des cours intérieures, des puits de lumière ou une ample façade. Mais, outre le fait d'abriter des postes de travail, les immeubles de bureau représentent l'entreprise à l'extérieur. Les stratégies les plus fréquentes prévoient des volumes emblématiques, le recours à des éléments secondaires pour mettre en valeur le bâtiment ou encore l'utilisation de matériaux particulièrement nobles.

Riassunto

L'elemento fondamentale dell'immobile per uffici è la scrivania, alla cui esigenza di spazio è riconducibile qualsiasi pianta. In questo senso esistono tipologie planimetriche standard, sviluppate a partire da una suddivisione spaziale il più possibile razionale ed economica. Le soluzioni predominanti prevedono due file esterne di stanze, distribuite lungo un corridoio centrale; gli edifici più profondi necessitano di corti interne, di lucernari o di ampie facciate. Gli immobili per uffici non sono però soltanto contenitori di posti di lavoro, bensì rappresentano anche l'azienda verso l'esterno. Le strategie più frequenti sono l'impiego di volumi simbolici, l'uso di elementi secondari che distinguono l'edificio in modo caratteristico, oppure il ricorso a materiali particolarmente pregiati.

ANMERKUNGEN

- 1 Vgl. Cushman & Wakefield, *Office Space Around the World 2006*, zitiert nach: «Deutsche Büros punkto Grösse Europameister», in: *20minuten*, 13.7.2006, S. 15. Vgl. auch www.cushwake.com.
- 2 Vgl. «Weisung über die Raumbe wirtschaftung in Verwaltungsbauten des Bundes» vom 1.7.2000, Artikel 3.
- 3 Ernst Neufert, *Bauentwurfslehre*, 32. Aufl., Braunschweig 1984, S. 301.
- 4 Vgl. Christoph Schläppi, «Durchdachte Normalität», in: *werk, bauen + wohnen* 9, 2006, S. 60–61.
- 5 Zum Thema der «Kontextuellen Rasterfassaden» bei Rohn, vgl. Alois Diethelm, *Roland Rohn 1905–1971*, Zürich 2003, S. 38–50.
- 6 Vgl. Christoph Wieser, «Aus Stein», in: Max Dudler, *IBM Schweiz*, Sulgen 2005, S. 8–14.
- 7 Zu Peach vgl. Anna Schindler, «Mehr als bloss Arbeiten», in: *werk, bauen + wohnen* 11, 2005, S. 54–57.
- 8 Vgl. «Spielraum ist sozialer Raum. Ein Gespräch mit Herman Hertzberger», in: *werk, bauen + wohnen* 1/2, 2006, S. 4–13.
- 9 Robert Venturi, Denise Scott Brown, Steven Izenour, *Lernen von Las Vegas. Zur Ikonographie und Architektursymbolik der Geschäftsstadt*, Braunschweig/Wiesbaden 1979 (Erstausgabe Cambridge 1972), S. 104–109.
- 10 Robert Venturi, *Komplexität und Widerspruch in der Architektur*, Braunschweig/Wiesbaden 1978 (Erstausgabe New York 1966), S. 186.
- 11 Vgl. Ulrike Jehle-Schulte Strathaus, *Novartis Campus – Fabrikstrasse 6*. Peter Märkli, Basel 2006.

ABBILDUNGSNACHWEIS

- 1: Dominique Uldry, Bern – 2: mlzd Architekten, Biel. – 3: Walter Mair, Zürich. – 4a: Heinrich Helfenstein, Zürich. – 4b: Staufer & Hasler Architekten, Frauenfeld. – 5: e2a, eckert eckert architekten, Zürich. – 7: Roger Frei, Zürich. – 6: Paolo Rosselli, Milano; für J. Holzer: © 2007 by ProLitteris, 8033 Zürich

ADRESSE DES AUTORS

Dr. Christoph Wieser, Architekturtheoretiker, Am Wasser 55, 8049 Zürich, c.wieser@gmx.ch